

6. Tagung von AIM-Gender

„Männlichkeit und Arbeit – Männlichkeit ohne Arbeit? Historische, psychohistorische, sozial- und literaturwissenschaftliche Perspektiven“

Stuttgart-Hohenheim, 2.-4. April 2009

„Freude und Erfolg im Beruf sind das A und O jeden Mannes!“: Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert in Männerautobiographien

„Nur wer ermessen könnte, welcher Fluch die Arbeitslosigkeit für einen gesunden Mann bedeutet – kann begreifen, was für mich diese, mit unbezwinglichem Willen und Ausdauer erkämpfte Position in meine Erinnerung gehämmert hat. Freude und Erfolg im Beruf sind das A und O jeden Mannes!“¹ Mit diesen Worten würdigt der Schweizer Druckergeselle Herr ‚Achtzig Jahre »Sondi«‘ (Jahrgang 1896) in seiner Autobiographie die erste Beschäftigung, die er nach längerer Arbeitslosigkeit während der Weltwirtschaftskrise als Vertreter einer Brennstofffirma gefunden hat. Mit diesem Thema ist seine Lebensgeschichte keinesfalls die Ausnahme. Auf der Basis von 75 unveröffentlichten Männerautobiographien nimmt mein Beitrag alltagsdiskursive Deutungsmuster von männlicher Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert in den Blick und vergleicht diese mit Deutungen weiblicher Arbeitslosigkeit. Das Ziel ist es, generationsspezifische Veränderungen in der Relevanz der Erwerbsarbeit für Männer im 20. Jahrhundert sichtbar zu machen. Als Quellengrundlage dient ein größeres Sample aus 155 unveröffentlichten populären Autobiographien aus der BRD, Österreich und der Schweiz, die ich im Rahmen meines Dissertationsprojektes qualitativ und quantifizierend ausgewertet habe. Beide Geschlechter, die Geburtsjahrgänge 1890 bis 1940 sowie alle sozialen Schichten sind in der Quotenstichprobe ausgewogen repräsentiert.²

Die Nachkriegssoziologie hat zur Beschreibung des 20. Jahrhunderts den Begriff der „Arbeitsgesellschaft“ geprägt, da die Stellung im Erwerbsleben über den Status einer Person entschieden habe. Doch ging in den 1970er Jahren die Rede von der „Krise der Arbeitsgesellschaft“ um, zum Beispiel auf dem 21. Deutschen Soziologentag 1982 in Bamberg, angesichts von Tertiärisierung, von sinkenden Lebensarbeitszeiten,

1 Herr ‚Achtzig Jahre »Sondi«‘, Vk Zh 44, 34.

2 Es handelt sich um Teilergebnisse meines abgeschlossenen Promotionsprojektes, das von der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart gefördert worden ist.

steigenden Arbeitslosenquoten und der Auflösung des so genannten „Normalarbeitsverhältnisses“.³ Liest man mit diesem Hintergrundwissen die Lebensgeschichten von Männern und Frauen, die im 20. Jahrhundert gelebt und gearbeitet haben, dann wird schnell klar, dass auch die erste Hälfte des Jahrhunderts kein „goldenes Zeitalter“ gesicherter kontinuierlicher Erwerbstätigkeit gewesen ist. Arbeitslosigkeit tritt nämlich in dem ausgewerteten Quellensample in ungefähr jeder vierten Autobiographie als Thema in Erscheinung (in 41 der 155 Texte; bei 23 Autoren und 18 Autorinnen). Das Ende des Ersten Weltkriegs, die Inflation 1923, die Weltwirtschaftskrise, das Ende des „Dritten Reiches“ oder die Entnazifizierung 1945 brachten in allen sozialen Schichten unfreiwillige Brüche in viele Erwerbsbiographien.

Mit 91 Prozent aller einschlägigen Aussagen stehen erwerbslose Männer im Zentrum der alltagsdiskursiven Problemwahrnehmung (in 44 der insgesamt 48 Aussagen).⁴ Doch nur in Ausnahmefällen wird die Arbeitslosigkeit im Alltag als *spezifisch männliches* Problem diskutiert. Eines der wenigen Beispiele liefert der eingangs zitierte Autor, der „Freude und Erfolg im Beruf“ als „das A und O jeden Mannes!“ bezeichnet hat, das Wichtigste im Leben eines Mannes also.⁵ In der Regel wird erfolgreiche Berufstätigkeit im populären Alltagsdiskurs nämlich als vermeintlich *gender*-neutrale, allgemeinhin menschliche Norm formuliert. Zum Beispiel, wenn der Landwirt Anton P. (Jahrgang 1928) über sein Leid als lediger Knecht auf dem Hof der Zieheltern schreibt: „Nun physisch wurde ich nicht getötet, nur ramponiert, aber psychisch brachten diese Leute doch alles um, was so ein geringer Mensch außer Essen und Kleidung zum Leben braucht, menschliche Würde, Freiheit, die sicher ihre Grenzen haben müsste, einen Beruf mit dem dazugehörigen Einkommen, Erfolg im Leben und damit Selbstbestätigung und Selbstachtung, keines davon konnte ich für mich beanspruchen. Dann glaubte ich doch allen Ernstes, ich sei nicht geschaffen, mit dem Leben fertig zu werden.“⁶

Als erstes Ergebnis lässt sich damit festhalten, dass Arbeitslosigkeit im populären Alltagsdiskurs im 20. Jahrhundert in der Regel nicht explizit als Verlust von Männlichkeit wahrgenommen und reflektiert worden ist. Nimmt man jedoch die

3 Joachim Matthes, *Krise der Arbeitsgesellschaft?* Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982, Frankfurt / New York 1983, 13-15.

4 Eigene Berechnungen.

5 Herr „Achtzig Jahre »Sondi«“ (wie Anm. 1). Vgl. bspw. auch Felizitas S., *Doku Wien*, 226.

6 Anton P., Text 1, *Doku Wien*, 63-64.

hegemoniale Norm männlicher Berufstätigkeit als impliziten Maßstab, dann kann man Arbeitslosigkeit durchaus als Bedrohung von Männlichkeit interpretieren.⁷

Eine „Krise der Männlichkeit“, wenn man den Krisenbegriff hier analytisch bemühen will, löste ungewollte Erwerbslosigkeit bei den Autoren meines Samples nicht zwangsläufig aus.⁸ Viele betroffene Männer haben in ihren Autobiographien positive Deutungsmuster der Situation gefunden:

- Handlungskompetenz zeigen, sich nicht entmutigen lassen⁹
- Sozialer und beruflicher Aufstieg durch die Arbeitslosigkeit¹⁰
- Rationalisierung der Arbeitslosigkeit durch situative Umstände¹¹

Durch diese affirmativen Deutungsmuster wird ein persönliches Scheitern, das Stefan Zahlmann als „wahrgenommene Differenz zum gelungen Leben“ definiert hat, in der Lebensgeschichte rhetorisch abgewendet.¹² Das hegemoniale Leitbild des aktiven, erfolgreichen und aufstrebenden Berufsmannes, an dem die Autoren sich offenbar implizit messen, bleibt in der Erzählung intakt. Gleichwohl tritt das genannte Erfolgsmuster auch in einigen ausgewerteten Frauenautobiographien auf, was für die universale Tendenz der Norm spricht.

Trotzdem überwiegen in meinem Autobiographiekorpus insgesamt die negativen Deutungsmuster der Arbeitslosigkeit. In beiden Geschlechtergruppen treten folgende Argumente auf:

- Erleben von materieller Armut und Beschämung durch den sozialen Abstieg¹³
- Persönliche Demütigung durch den Verlust des Arbeitsplatzes¹⁴

7 Vgl. Sylka Scholz, *Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer*, Münster 2004, hier S. 184-186.

8 Zur Krise als analytischer Kategorie Jürgen Martschukat, Olaf Stieglitz, „Es ist ein Junge!“. Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit (Historische Einführungen 11), hier S. 81-90; Claudia Opitz-Belakhal, „Krise der Männlichkeit“ – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte?, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 19 (2008), S. 31-49, hier 37-42.

9 Sebastian H., *Doku Wien*, 125; Herbert So., *Dta Em* 434, 33.

10 Sepp R., *Lui Tü*, 35; Ernest S., *Doku Wien*, 216; Sepp R., *Lui Tü*, 35; Anton P., *Text 1*, *Doku Wien*, 66; Gertrud R., *Doku Wien*, 10.

11 Ernest S., *Doku Wien*, 215-216; Frau ‚Nimmermüde‘, *Vk Zh* 91, 17

12 Stefan Zahlmann, *Sprachspiele des Scheiterns. Eine Kultur biographischer Legitimation*, in: Stefan Zahlmann, Sylka Scholz: *Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten*, Gießen 2005, S. 7-31, zitiert 13.

13 Ingelene D., *Lui Tü*, 48; Margarethe S., *Doku Wien*, 7; Herr ‚Eine wenig erfreuliche Lebensgeschichte‘, *Vk Zh* 23, 2; Gertrud R., *Doku Wien*, 6; Doris H., *Doku Wien*, 13; Ingelene D., *Lui Tü*, 4; Richard S., *Doku Wien*, 165.

14 Frau ‚Nimmermüde‘, *Vk Zh* 91, 17; Stefanie S., *Doku Wien*, 39; Anton P., *Text 1*, *Doku Wien*, 64; Herr ‚Achtzig Jahre »Sondi«‘, *Vk Zh* 44, 91; Annemarie F., *Doku Wien*, 53; Richard S., *Doku Wien*,

- Arbeitslosigkeit als Suizidmotiv

Das Argument ‚Erwerbsarbeit, Arbeitslosigkeit, ökonomische Sorgen‘ entfällt in meinem Autobiographiesample auf immerhin 16,5 Prozent der Erklärungsversuche von Suizidalität (d.h. Suizidgedanken und -drohungen, Suizidversuche und vollzogene Suizide) (in 22 von 133 Aussagen).¹⁵ Nach ‚Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg‘ und ‚soziale Beziehungen‘ liegt die Erwerbstätigkeit allerdings insgesamt nur auf dem dritten Rang. Dabei fällt dieses Argument in Bezug auf Männer mehr als drei Mal so häufig wie auf Frauen (5 Frauen, 16 Männer).¹⁶

	Suizidant ♀	Suizidant ♂	Suizidant Ø	Σ
NS, Zweiter Weltkrieg	11	17	12	40
Soziale Beziehungen	8	19	0	27
Erwerbsarbeit, Arbeitslosigkeit, ökonomische Sorgen	5	16	1	22
Psychiatrische Erkrankung	3	10	0	13
Körperliche Krankheit	4	6	0	10
Gewalterfahrung	4	1	0	5
Tod einer nahestehenden Person	3	1	0	4
Erster Weltkrieg	1	0	0	1
Hohes Alter	2	2	0	4
Ø	2	4	1	7
Σ	43	76	14	133

Tabelle 1: Suizidalität: Motive nach Geschlechtergruppen in absoluten Häufigkeiten an Aussagen (incl. Mehrfachnennungen)

Ø: o.A. Motive, o.A. Geschlecht bzw. gemischtgeschlechtliche Gruppe

Quelle: eigene Berechnungen

Ein Reihe von Deutungsmustern kommt in der populären Autobiographik allerdings ausschließlich in Bezug auf männliche Arbeitslosigkeit zum Einsatz, und zwar entweder

¹⁵6; Maximilian S., Doku Wien, 40.

¹⁵ Gezählt wurden dazu alle Aussagen zu Suizidalität, was neben Suiziden auch Suizidgedanken, Suiziddrohung sowie Suizidversuche mit einschließt. Unter Suizidalität werden dabei – in Anlehnung an die aktuelle Suizidforschung – verstanden „alle Gedanken, Gefühle und Handlungen, die auf Tötung des eigenen Lebens Lebens ausgerichtet sind“, Reinhold Lindner, Suizidalität bei Männern. Von empirischen Fakten zu klinisch-psychodynamischen Idealtypen, in: Martin Dinges, Männlichkeit und Gesundheit im historischen Wandel ca. 1800-2000 (MedGG, Beihefte 27), Stuttgart 2007, 377-394, zitiert hier 377.

¹⁶ Eigene Berechnungen.

in den Autobiographien ehemals arbeitsloser Männer oder bei Frauen über Männer:

- Scheitern als Familienernährer¹⁷
- Verlust von Lebenssinn und -inhalt¹⁸
- Soziale Isolation durch Arbeitslosigkeit¹⁹
- Krankheit durch Arbeitslosigkeit²⁰
 - psychosomatische Beschwerden (z.B. Kopfschmerzen, sexuelle Funktionsstörungen)
 - psychiatrische Erkrankungen (z.B. Depressionen)
 - Krankheit als Metapher für Arbeitslosigkeit

Dass arbeitslose Männer im 20. Jahrhundert also, auf Grund der hegemonialen Norm kontinuierlicher Berufstätigkeit, eine höhere psychische wie soziale Vulnerabilität aufwiesen als arbeitslose Frauen, möchte ich als zweites Ergebnis meines Beitrags festhalten. Diese These wird ferner durch eine Verhaltensweise erhärtet, die in der Stichprobe ausschließlich für Männer ohne Arbeit beschrieben ist: die Simulation fortdauernder Erwerbstätigkeit.²¹

Entscheidend für die stärkere Verletzlichkeit von Männern durch den Arbeitsplatzverlust dürfte das Fehlen von sozial legitimierten Alternativen zur Erwerbstätigkeit gewesen sein. Für Frauen ergaben sich diese aus der „doppelten Vergesellschaftung“ (Becker-Schmidt) durch Haus- *und* Reproduktionsarbeit. Dass Frauen mit der Entlassung zwar „verdienstlos, aber nicht arbeitslos geworden“ seien, weil sie sich gesellschaftlich akzeptierten, aber nicht-erwerbsmäßigen Tätigkeiten im Haushalt zuwenden konnten, ist bereits ein zentrales Ergebnis der Marienthal-Studie von Marie Jahoda und Kollegen gewesen (1929/30), die heute zu den Klassikern qualitativer empirischer Sozialforschung zählt.²² In Teilen der aktuellen Arbeitsmarktforschung wird dieser Standpunkt heute noch vertreten.²³ Auch auf die

17 Hermine L., Doku Wien, 29; Gertrud R., Doku Wien, 6; Reinhold M., Dta Em 915, 134; Willibald H., Doku Wien, 96.

18 Friedrich Po., Dta Em 948/I, 193; Friedrich S., Dta Em 559, 4.

19 Gunter J., Doku Wien, 101; Margarethe S., Doku Wien, 48.

20 Herr ‚Achtzig Jahre »Sondi«‘, Vk Zh 44, Einleitung. Vgl. auch Herr Albrecht M., Dta Em 762, 138; Ernest S., Doku Wien, 241; Georg-Mattes A., Lui Tü, 18; Richard S., Doku Wien, 165; Herr ‚Achtzig Jahre »Sondi«‘, Vk Zh 44, 34.

21 Herr ‚Jugenderinnerungen‘, Vk Zh 68, 10; Frau ‚Holunder‘, Vk Zh 47, 16

22 Jahoda et al., 1960, 76. Vgl. Jahoda et al., 1960, 68-77; zur Marienthal-Studie den zweiten Abschnitt von Müller, 2008.

23 Die aktuelle Forschung fasst zusammen Elkeles, 2003, 659.

arbeitslosen Frauen meines Samples scheint das alternierende Tätigkeitsmuster zuzutreffen. Typisch ist die folgende Aussage der Fabrikarbeiterin und Mutter Hermine L. (Jahrgang 1907) aus Wien, die Anfang der 1960er Jahre auf Anraten des Arztes ihre Stellung in einer Lederfabrik aufgeben musste: „Es war mir damals sehr recht, das ich ohne Arbeit war, mußte ja sehr viel daheim an Arbeit aufholen, im Haus sowie auch im Garten.“²⁴ Ähnlich positiv wird im populären Diskurs auch männliche Arbeitslosigkeit gedeutet, wenn die Betroffenen eine Alternative entwickeln konnten, die im sozialen Umfeld wirklich akzeptiert worden ist, zum Beispiel die Pflege kranker Familienangehöriger (der Vater von Gerda D., Jahrgang 1915) oder die Mithilfe im Laden der Ehefrau (Herr ‚Jugenderinnerungen‘, Jahrgang 1909).²⁵ Allerdings klagte der eingangs zitierte Herr ‚Achtzig Jahre »Sondi«‘ (Jahrgang 1896), dass die Familie seiner Frau ihn als Arbeitslosen in den 1930er Jahren nicht anerkannt hätte: „Nachdem ich kein Geld mehr einbrachte, war ich bei den „Stutzen“ wieder abgemeldet. Ich war wieder „Mädchen für Alles“, und besorgte den ganzen Haushalt, inklusive Wäsche!“²⁶ Der Arbeitsplatzverlust ging für ihn also mit der Verweiblichung zum „Mädchen für alles“ einher, wofür seine (nasse!) Hausarbeit steht.

Zum Abschluss möchte ich generationsspezifische Veränderungen in der Relevanz der Erwerbsarbeit für Männer im 20. Jahrhundert sichtbar machen. Im Gegensatz zur Arbeit und zur darstellenden Kunst hat die Arbeitslosigkeit in der populären Autobiographik jedoch keine Bilder hinterlassen.²⁷ In beiden Geschlechtergruppen bildet Arbeit, d.h. Ausbildung, Berufskarriere und ggf. Phasen der Erwerbslosigkeit, eine ‚Leitlinie des lebensgeschichtlichen Erzählens‘ (Lehmann). Sie steht in der Autobiographik neben anderen Leitlinien, wie der privaten Familiengeschichte oder der historisch-politischen Geschichte. Mein Eindruck ist, dass sich Unterschiede in den Erzählungen von Männern und Frauen im 20. Jahrhundert immer mehr nivelliert haben, was gleichzeitig das dritte Ergebnis meines Beitrages ist.²⁸ Mit einer Ausnahme gingen alle Autorinnen meines Samples, zumindest phasenweise, einer marktvermittelten (oder zumindest marktorientierten) Erwerbstätigkeit nach und berichten darüber in ihrer Autobiographie.

24 Hermine L., Doku Wien, 44. Vgl. auch Frau ‚Pukahontas‘, Vk Zh 34, 7a.

25 Gerda D., Lui Tü, 19; Herr ‚Jugenderinnerungen‘, Vk Zh 68, 75.

26 Herr ‚Achtzig Jahre »Sondi«‘, Vk Zh 44, 22.

27 Vgl. Klaus Türk, Bilder der Arbeit. Eine ikonografische Anthologie, Wiesbaden 2000, hier S. 260-265, 350-352.

28 Vgl. Michael von Engelhardt, Geschlechtsspezifische Muster des mündlichen autobiographischen Erzählens im 20. Jahrhundert, in: Magdalene Heuser (Hrsg.), Autobiographien von Frauen, Tübingen 1996, 372-374.

Der Typus der ‚höheren Tochter‘ findet sich in der Stichprobe nurmehr in einem Einzelfall wieder, und zwar in der ältesten noch vor 1900 geborenen Frauengeneration mit der bürgerlichen Emma S. (Jahrgang 1895). Die Tochter eines Bergwerksdirektors lässt ihre Autobiographie (auf Wunsch des Gatten) mit ihrer Eheschließung nach Kindheit und Jugend enden.²⁹ Arbeit ist im 20. Jahrhundert folglich ein nahezu universales Moment autobiographischer Identitätsbildung geworden.

Gleichzeitig tritt die Familie in den Lebensgeschichten der jüngeren, in den 1920er und 1930er Jahren geborenen Männergenerationen deutlicher hervor, als dies noch bei den älteren, um 1900 geborenen Männern der Fall ist. Als Beispiel möchte ich zum einen die Lebenserinnerungen von Fritz K. (Berufssoldat, Jahrgang 1933) anführen, deren Titel „Mein Weg: vom Schusterbuben zum Regierungsrat“ vordergründig auf eine lineare berufliche Aufstiegsgeschichte schließen lässt. Doch schreibt Herr K. vor allem über Erlebnisse mit seiner Großfamilie, dem so genannten „Familien-Clan“.³⁰ Zum anderen mag die Autobiographie „Bilder“ von Götz M. (Jahrgang 1939) meine These illustrieren. Abgesehen von den Stationen Schule, Studium und Dissertation erfährt man von der Berufskarriere des Wirtschaftsjuristen, der Prokurist einer großen deutschen Aktiengesellschaft gewesen ist, nämlich so gut wie nichts. Statt dessen philosophiert er über seinen Körper und seine Beziehungen zu Frauen. Zum dritten taucht der Begriff der Doppelbelastung (durch das Nebeneinander von Erwerbs- und Haus- bzw. Familienarbeit) als Stressor in meiner Stichprobe bei Frau Ingrid B. (Jahrgang 1936) in Bezug auf ihren Mann auf.³¹ „Die Bauphase unseres Hauses wurde in Bild und Bautagebuch dokumentiert. Theo hatte viel Stress. Firma, Hausbau und Familie waren manchmal zu viel für ihn. Und das wirkte sich auf seinen Magen aus. Darunter hatte dann auch die Familie zu leiden.“³²

29 Emma S., Dta Em 162/IV, Vgl. Juliane Jacobi-Dittrich, Erfahrungsformen des Jugendlebens. Weibliche und männliche bürgerliche Jugend zwischen 1870 und 1960, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 8 (1988), 98-113, hier 109.

30 Fritz K., Doku Wien.

31 Dazu wurden ausschließlich Aussagen gezählt, die das Nomen Stress oder eine grammatikalische Variante (wie z.B. gestresst, stressig) enthalten. Inhaltlich verwandte Begriffsfelder „industrielle Hektik“, „Anspannung“ und „Berufshetze“, „Zeitdruck“ und „Zeitnot“, die in dem Autobiographiesample vereinzelt, aber in allen sozialen Schichten auftreten, wurden also bei der Auswertung nicht berücksichtigt.

32 Ingrid B., Dta Em 628, 93.

Stressoren	Person ♀	Person ♂	Person Ø	Σ
Erwerbsarbeit	4	10	0	14
Freizeit, Urlaub	0	3	0	3
Zivilisation, Kommunikationsmedien	0	0	3	3
Hausarbeit	2	0	0	2
Doppelbelastung (durch Erwerbs- und Haus- / Familienarbeit)	1	1	0	2
Soziale Beziehungen	1	1	0	2
„Alltag“	0	1	0	1
Zweiter Weltkrieg	1	0	0	1
o.A. Stressor	1	2	0	3
Σ	10	18	3	31

Tabelle 2: Stress: Stressoren nach Geschlecht der betroffenen Personen (in absoluten Häufigkeiten an Aussagen, incl. Mehrfachnennungen)

Ich schließe meinen Beitrag mit einem dreifachen Befund zur Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert in populären Männerautobiographien: Erstens ist Arbeitslosigkeit im Alltagsdiskurs in der Regel nicht als Verlust von Männlichkeit wahrgenommen und reflektiert worden. Nimmt man die hegemoniale Norm männlicher Berufstätigkeit als impliziten Maßstab, dann kann sie gleichwohl als Bedrohung von Männlichkeit interpretiert werden. Zweitens sind arbeitslose Männer, aufgrund einer einseitigeren Orientierung auf Erwerbsarbeit und mangels sozial legitimer Alternativen, einer höheren psychischen und sozialen Vulnerabilität ausgesetzt gewesen als arbeitslose Frauen. Drittens haben sich die Unterschiede in der Erwerbs- und Reproduktionsorientierung in den Erzählungen von Männern und Frauen spätestens seit den Geburtskohorten der 1920er und 1930er Jahre zunehmend nivelliert, weil Frauen mehr über Arbeit und Männer mehr über Familie berichten.

Susanne Hoffmann, M. A.

Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung

Straußweg 17

70 184 Stuttgart

0711-46084 163

susanne.hoffmann@igm-bosch.de